

KOLUMNE „UNI LIVE“

Erst das Studium hat mir die Augen geöffnet

Von **Sonja Miklitz**

09.05.2025, 16:05 Lesezeit: 5 Min.



(1) Bei meiner Tante in Shanghai essen wir selbst gemachte Klebreis-Klöße mit Sesamfüllung. Ich kenne die Speise aus meiner Kindheit: tiefgekühlt und aus dem Asia-Supermarkt. *Sonja Miklitz*

Einer Halbchinesin in Deutschland stellen sich viele Fragen, die niemand so recht beantworten kann. Warum ich erst ein nerdiges Fach studieren musste, um meine deutsch-chinesische Identität zu verstehen.



Zur App

Es ist das Jahr 2013, ich bin zehn Jahre alt und sitze im Chinesisch-Unterricht. Vor mir liegt das kleine Textbuch für chinesische Erstklässler aufgeschlagen: Wir lernen ein Frühlingsgedicht aus der Tang-Dynastie auswendig. Jeden Samstag verbringe ich hier mit einer Handvoll anderer Kinder chinesischer Herkunft vier Stunden, um

die Sprache und Schrift unserer Eltern zu lernen. Aber zwischen Jiening, Lucy und mir gibt es einen Unterschied: Sie sprechen zu Hause Chinesisch. Ich brüte zwar mehrmals in der Woche mit meiner Mutter über meinen Chinesisch-Hausaufgaben, aber wenn wir zu Abend gebratenen Reis essen, sprechen wir Deutsch miteinander.

Als ich auf die Welt kam, lebte meine Mutter schon seit 15 Jahren in Deutschland. Sie hat meinen Vater in China kennengelernt und ist als Zweiundzwanzigjährige mit ihm in seine Heimat, nach Deutschland, gezogen. Ihr Zuhause hat sie zurückgelassen: ihre Tanten, ihre beste Freundin, eine schwere Kindheit. Bis zum 18. Lebensjahr habe ich meine Familie in China zweimal gemeinsam mit meiner Mutter besucht. In der elften Klasse fragte mich mein Politiklehrer, wie „die Chinesen“ zu ihrer Regierung stünden. Meine deutschen Mitschüler blickten mich an. Wie sage ich ihnen, dass ich selbst erst zweimal in China war, dass ich meine eigene Oma nicht verstehe und keine Ahnung vom Land meiner Mutter habe?

Was wusste ich schon über die chinesischen Kaiserdynastien?

Nach dem Abitur entschied ich mich für ein Studium der Politikwissenschaften mit Sinologie im Zweitfach. Mein Hauptinteresse gilt der Politik. Dass Kulturwissenschaften nur von Nerds studiert werden, ist ja klar. Ich wollte nur nebenbei ein bisschen Chinesisch lernen. Im zweiten Semester kam der erste Schock: Ich musste für einen Geschichtskurs wissenschaftliche Aufsätze über den Feldzug eines Tang-Kaisers lesen. Die Geschichte der alten Griechen und die Entdeckung Amerikas bekam ich noch grob aus meinem Schulunterricht zusammen, aber die chinesischen Kaiserdynastien? Davon hatte ich keinen blassen Schimmer. Und es wurde nicht besser: Im vierten Semester gab es einen Kurs zum klassischen Chinesisch, einer veralteten Version des Chinesischen mit einer ganz anderen Grammatik. Ich fühlte mich beim Übersetzen von Konfuzius-Sprüchen in den Lateinunterricht zurückversetzt und fragte mich, wozu ich da eigentlich meine Lebenszeit verschwende. Ich wollte keine tote Sprache lernen, sondern das Chinesisch, das meine Verwandten sprechen.



(3) Garnelen, Fisch in süß-saurer Soße und gebratenes Gemüse: Der Tisch bei meiner Familie in China ist zu meiner Ankunft reich gedeckt. *Sonja Miklitz*

Ich quälte mich durch die Geschichts- und Linguistikseminare, bis der Moment kam, auf den ich drei Jahre lang hingearbeitet hatte: ein Auslandssemester an der Fudan-Universität in Shanghai. Finanzielle Unterstützung bekam ich von dem China-Scholarship-Council-Stipendium, das der chinesische Staat für ausländische Studierende anbietet. Mittlerweile hatte ich die Chinesisch-Klausuren meines Studiums bestanden und eine gute Grundlage, um im chinesischen Alltag klarzukommen – das dachte ich jedenfalls zu dem Zeitpunkt.

Doch als ich in Shanghai ankam, war mir alles fremd. Ein Onkel und eine Tante, die ich noch nie getroffen habe, holten mich am Flughafen ab. Ich verbrachte die erste Nacht bei ihnen. Am Morgen gab es keinen Kaffee, dafür einen Trinkjoghurt, frittierte Teigstangen mit Klebreis und Dumplings. Zum Mittagessen bestellten sie einen Fisch mit süß-saurer Soße, und ich bekam fast keinen Bissen runter, weil ich erst vor einer Stunde gefrühstückt hatte. Aber wie sollte ich ihnen das sagen? Ich wollte nicht unhöflich sein.

Ich schämte mich dafür, dass ich im Land meiner Mutter wie eine Ausländerin sprach

Am nächsten Tag lag ich auf dem harten Bett in meinem Wohnheimzimmer. Siebter Stock, kein Aufzug. Ich erinnere mich an eine Begegnung vom Nachmittag. Bei der Bestellung wollte ich fragen, ob der Bubble-Tee gesüßt sei. Die Bedienung sah mich verständnislos an; ich wiederholte meine Frage. „Ah?“, sagte sie fragend. Ich wurde rot und formulierte die Frage anders. „Ach, ob da *Zucker* drin ist, möchtest du wissen.“ Im Chinesischen haben die Wörter unterschiedliche Bedeutungen, je nachdem, in welcher Tonlage sie ausgesprochen werden.

In den ersten Monaten in China verstand ich meine Verwandten schlecht und war unter den europäischen Studierenden chinesischer Herkunft die einzige, die mit Akzent Chinesisch sprach. Wieder hatte ich das Gefühl, das sich durch meine ganze Kindheit zog: Irgendwie bin ich chinesisch, aber irgendwie auch nicht. Etwas in mir fühlte sich zerrissen an, bruchstückhaft, unvollständig. Ich schämte mich dafür, dass ich im Land meiner Mutter wie eine Ausländerin sprach und war frustriert, wenn ich die Worte meiner chinesischen Oma im Wörterbuch nachschlagen musste.



In Ma'anshan, China, verkaufen Händler zum Frühlingsfest Dekorationen in der Glücksfarbe Rot. Für mich fühlt sich mein erstes Frühlingsfest in China an wie Weihnachten. *Sonja Miklitz*

Aber je länger ich in China war, desto mehr änderte sich etwas in mir. Mit der Zeit liefen die Gespräche mit meinen Onkeln und Tanten immer flüssiger. Ich wusste mittlerweile, dass man sich beim Verabschieden Gesundheit und Glück wünscht und bei einem Besuch Früchte oder Kekse mitbringt. Ich lernte, dass es okay ist, wenn ich sage, dass ich keinen Hunger mehr habe oder dass ich erst etwas später Mittagessen möchte. Ich fragte meine Oma, wie es war, während der Kulturrevolution drei Kinder großzuziehen. Und ich begriff, dass die politischen Verhältnisse immer außerhalb ihrer Macht lagen. In einem Fotoalbum fand ich Bilder von dem alten Shanghaier Haus, in dem meine Mutter aufwuchs. Und ich verstand, warum sie in Deutschland ein neues Leben anfang. In einem Telefonat erzählte meine Mutter mir, dass sie in der Schule gehänselt wurde, weil sie den Akzent einer anderen Provinz hatte als ihre Mitschüler. In Deutschland wollte sie nicht auffallen und vermied es, in der Öffentlichkeit Chinesisch zu sprechen. Und langsam wurde mir klar, warum ich so entfremdet von der chinesischen Kultur aufgewachsen war. Heute ist meine Mutter ein Paradebeispiel für gelungene Integration. Aber gleichzeitig frage ich mich, ob sie auf dem Weg ein Stück ihrer

eigenen Identität verloren hat.

Vereinfachend und von oben herab

Meine Sozialisation jedenfalls fand unter dem Einfluss der christlich-abendländischen Kultur statt: Ich lernte weder an meinem katholischen Gymnasium noch in meinem Politikstudium etwas Substanzielles über die chinesische Geschichte oder Kultur. Klar, von der Kritik am eurozentrischen Weltbild bekommt man als Politikstudentin mal am Rande etwas mit. Aber ich glaube nicht, dass ich ohne mein Sinologiestudium wirklich hätte begreifen können, dass es Erzählungen, Sagen und Dynastien gibt, die sich unabhängig von der abendländischen Geistesgeschichte entwickelt haben. Die buddhistische Religion wurde in der neunten Klasse meines erzbischöflichen Gymnasiums in einer Unterrichtsreihe gemeinsam mit dem Hinduismus, dem Judentum und dem Islam abgefertigt, die in China weitverbreitete Religion des Daoismus wurde gar nicht behandelt.

In der Vorlesungsreihe zur politischen Theorie sprach der Professor ganze 90 Minuten lang über Philosophen des globalen Südens. In den restlichen elf Vorlesungen drehte sich alles um Aristoteles, Kant und Co. Kein Wunder, dass meine Kommilitonen denken, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen. Und auch nicht überraschend ist, dass meine Mitschüler auf ihre pauschale Frage über „die Chinesen“ immer eine einfache Antwort erwarteten. Denn so werden andere Kulturen in weiten Teilen unseres Bildungssystems immer noch abgespeist: vereinfachend und von oben herab.

MEHR ZUM THEMA

KOLUMNE „UNI LIVE“

Mit Japanern im Baskischkurs



KOLUMNE „UNI LIVE“

Wie es ist, nicht ganz dazuzugehören



KOLUMNE „UNI LIVE“

Oh, du schönes Studentenleben

Um als Halbchinesin also mehr über meine eigene Identität zu lernen, musste ich

andere Wege suchen, auch wenn mir mein Ziel selbst nicht immer ganz klar war. Aber am Ende meines Sinologie-Bachelors weiß ich: In drei Jahren Studium und sechs Monaten in China habe ich nicht nur viel über die chinesische Kultur und Gesellschaft gelernt, sondern auch über meine Mutter und mich selbst. Jetzt kenne ich die Tanten und Cousinsen, mit denen meine Mutter aufgewachsen ist. Ich begreife, dass die konfuzianische Philosophie und die Kulturrevolution die Generation meiner Mutter in China stark geprägt haben. Und obwohl ich nicht in China aufgewachsen bin, weiß ich, dass ich in einem Land, in dem ich Familie habe, nie eine Fremde sein werde. Ich verstehe jetzt, dass es okay ist, irgendwie chinesisch zu sein, aber irgendwie auch nicht. Und mir wird bewusst, dass mir das Studium einer nerdigen Kulturwissenschaft ein neues Verständnis für meine eigene Identität gegeben hat.

Quelle: FAZ.NET [Artikelrechte erwerben](#)



Frankfurter Allgemeine

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2025
Alle Rechte vorbehalten.